

BUNTE WELT

Nr. 4

Unterhaltungsbeilage

1934

Die Reise nach Chianti

Von Käthe Lampert

Sie waren zwei Liebende und sie hatten so wenig Geld. Es beginnt manches Märchen auf diese Weise. Er war ein ganz junger Werkstudent und sie ein Mädchen aus dem Schwarm der vielen, die tagsüber die großen Kaffeehäuser der Arbeit bevölkern. Abends, in ihrer kleinen, nippsüberkramten Stube, neben dem Zimmer der Tante, die ihnen böse und glücklicherweise schien wie ein Drache der steinernen Vorzeit, feierten sie für täglich drei Stunden ihr spärliches, kleines, von Wänden und Ohren mißgünstig beengtes Glück. Dieses Glück war ein gar nichts — ach, was sagt ihr: es war ein alles, ein Leben!

Sie saßen nebeneinander auf dem wackeligen Sofa der Tante. Sie trank Tee und belegte ihm Brötchen — er aß sie ja nur, wenn sie sie zurechtgemacht hatte. — und dann schwiegen sie nebeneinander, oder sie redeten halblaut, begeistert und verwegen, von allen Plänen und Wundern ihrer gemeinsamen Zukunft. Der Fond dieser Zukunft war nichts als das Blühen ihrer blutigen Liebe, auf diesem Gerüst werden Kläre und Häuser der Armut gebaut.

Viele Stunden des Tages waren immer nur Arbeit und Kampf, Zurückweisung und erneutes Dagegen, Hinnehmen und Zähneknirschen. Aber drei Stunden am Abend wurden vom sanften Sturm zweier Herzen zu magischen Fadeln entzündet, und sie rannen behutsam und leicht, wie um Kinder beim Spiel nicht zu stören.

Eines Abends — hatte er noch ein wenig Geld oder einen kleinen Auftrag bekommen? — brachte er eine eingewickelte Heberaschung mit. Er küßte sie übermütig und räumte die Tassen beiseite. Dann mußte sie auspacken! Es kam der stromschnelldre Hals einer Chiantiflasche zum Vorschein. Es wurde ein leichtes, ein trunken verpieltes Fest. Der glutende Wein der Ferne strömte die Wunder ganz neuer Träume aus.

Sie saßen überrascht und befangen, wie von unennbar Süßem, zugleich schmerzvoll Belastendem berührt. Bisher hatten sie die glückliche Geduld der Liebenden Gemeinsamkeit gekannt. Nun aber flogen plötzlich die Schimmer der Sehnsucht über sie hin wie weiße, bunte Vögel mit berauschem Schrei. Sie verstanden sich gar nicht mehr zu wehren. Sie sahen trotz der verblendenden Vergütung des Augenblicks plötzlich sehr jaß und sehr scharf, wie häßlich die Wände waren, wie erdrückend das Längstgewohnte, wie beengend die Nähe des Nebenzimmers, wie trostlos und abgebrochen das alles war, wie winzig und quälend und hoffnungslos...

Sie sahen einander an und sahen, daß sie beide jung waren und blühten, und sie spürten eines im anderen einen neuen Willen

und Trost, die die Erfüllung für sich verlangten, genau so und mit weitaus größerem Recht, als sie tausend anderen, Mühe- und Sehnsuchtslosen zuteil wurde.

„Es brauchen ja nur ein paar Tage zu sein,“ sagte sie leise in seinem Arm. Er schmeigte den Kopf tiefer in ihr Haar und seine Augen waren ganz heiß und trocken geworden im plötzlichen Brande des Fiebers, das so durstig macht.

„Ja, aber an der Adria müßte es sein,“ sagte er dann, „irgendwo, wo der Sand ganz naß ist und heiß von der Sonne und wo man so einen Wein trinkt.“

„Denke einmal, so den ganzen Tag beieinander zu sein, und niemand dürfte uns etwas sagen — spazieren gehen und nebeneinanderliegen und die ganze Welt auf sich zusammen lassen...“

„Und nachts in einem fremden Hafen das Streichen der Segel zu hören...“

„Ach ja,“ sagte sie seufzend wie ein kleines, trauriges Kind und sah zum Fenster, das wie ein schmaler Spalt einen grauen Ausblick schmutziger Dächer freilegte, „ich möchte so gerne einmal ganz wo anders sein!“

„Weißt du,“ begann sie am nächsten Abend, als könne nun von gar nichts anderem mehr zwischen ihnen die Rede sein, „es brauchte ja nicht direkt die Riviera zu sein. Irgendwo in der Nähe, wo Berge sind und Wasser...“

„Ach, nur irgendwo raus,“ stöhnte er, „nur für ein paar Tage, so wie die anderen sein, nein, glücklicher als die anderen, bewußter, erlöster, freier!“

„Ich glaube,“ flüsterte sie, „ich könnte draußen schöner sein — auch anders!“ Sie standen, zwei Kinder im Sturm ihrer Sehnsucht, und hielten sich fest und waren voll von Wünschen und Hoffnungen.

Sie begannen schüchtern vom Geld zu sprechen. Es lohnte nicht. Es war keines da. Arm wie Kirchenmäuse und im Herzen den schimmernden Traum... es war furchtbar schwer, so abseits am Wege zu stehen. Er ertrug es schwerer als sie. Es machte ihn fast krank. Und sie litt mit darunter. In ihr kleines Glück war der knisternde Funke gefallen. Sie gingen in ihrer Unruhe jetzt lieber des Abends ein Stückchen hinaus, streifen ziellos durch die Straßen, den staubigen Park, und spürten dann nur schlimmer, daß das kein erfüllendes Beieinandersein war.

Ihr war's, als spüre sie seinen Mund zuweilen ein wenig matter und ärmer werden, diesen sehnennden, unruhigen Mund.

„Ich habe heute meinem Onkel geschrieben,“ sagte sie eines Tages ganz beiläufig zu ihm. Er sah sie an. Er wußte von keinem

Onkel. Ja, sie hätte auch nie von jenem reichen Verwandten überm großen Tisch erzählt, zu dem sie sonst in gar keiner Beziehung stand. Aber dieses Mal mußte er helfen! Er würde auch helfen, sie hätte die feste Heberzeugung. Und dann — dann könnten sie reisen!

Er lächelte ungläubig-zaghaft und dann in einer fast zitternden Heberaschung. „Wir wissen ja nicht, wann das Geld ankommt,“ sagte er, „aber wir dürfen warten!“

Dieses Warten kam mit goldenen Brückenbogen zu allen wunderbaren Ufern hin. Es spann sie ein, es wurde ihnen Atem, Treue und Beweglichkeit. Sie machten Pläne und vertwarfen sie. Im kleinen Raum wuchsen die großen Länder auf...

„Abends werden wir immer ein wenig Wein trinken, du,“ träumte er zur leeren Chiantiflasche, die auf dem Bordrett verstaubte.

„Fährst du auch einmal mit mir Kahn? Vielleicht in einer Gondel, wie sie da unten sind?“

„Ja,“ sagte er an ihrem Ohr, „und auf dem Wasser werden Rosen schwimmen...“

Die Stunden am Tage waren voll Hast und Lärm. Hinnehmen und Zähneknirschen, aber drei Stunden am Abend wurden vom Sturm zweier sehnsüchtiger Herzen zu Fadeln entzündet, und sie rannen behutsam und leicht, wie Kinder im Spiel nicht zu stören...

Der Onkel ließ nichts von sich hören. „Ich werde ihm nochmals schreiben,“ sagte sie zaghaft. Sie planteten und schmiedeten weiter. Die Träume des Abends gaben ihm Tage voll Spannkraft und Lebenslust. Aber dann kam doch das Ermüden, und das Warten blähte ab. Bis sie eines Abends — es ging schon stark in den Sommer hinein und die Stunde stark draußen in sehnsüchtigem Dämmerblau — gestehen mußte, daß sie gar keinen Onkel habe.

„Warum hast du mir denn so etwas erzählt?“ fragte er nur kurz, doch sie merkte wohl; sein Gesicht war grau geworden. Das kleine Fenster stand weit in den Abend offen. Der Himmel trug violette und silberne Töne. Man konnte ahnen, daß irgendwo, über sehr weiten Feldern, ein weiter Sommer sei...

Das Mädchen sagte sehr leise: „Aber du bist doch eine Weile sehr glücklich gewesen —“

Der Mann sah am Tisch, fast im Dunkel. Er hatte einen trostigen, enttäuschten und hungernden Mund. „Es ist so grausam schwer, immer entsagen zu müssen!“ knirschte er leise.

„Ich hatte dir nicht mehr zu geben,“ sagte am Fenster die Frau, „es war doch so schön — zu — träumen —“

Es war nichts geschehen

Eine melancholische Geschichte aus dem Seemannsleben

Von Heinz Liebmann

In diesen süßen Hafen kamen wir so gegen sechs Uhr abends dürr und ausgehungert — das kann sich nur jemand vorstellen, der einmal sieben Monate lang an der Ostküste dieses verdammten Kontinents Apfelsinen und Salpeter gefahren hat. Ausgehungert nach Land, nach Menschen, nach Geruch der Straßen und dem Staub der Kleder. Man arbeitet vor glühenden Kofen, alle Finger springen auf voll Blasen, und alle kühlende Luft, die man schnappt, fächelt man sich zu aus den Windfängen, die auf Deck ihre breiten Mäuler dem Wind entgegenhalten. Dann fackt man in seine Koje in der Back, aber schlafen kann man nicht vor Schweiß und Dürre und Sehnsucht, man starrt vor sich hin geradeaus — acht Mann in einer Kammer, die Lampe schwanke hin und her; man stellt es sich vor: wenn wir in Santiago oder in Lima sind — man blinzelt sich gewissermaßen selbst zu, man redt sich und sehnt sich in den träumerischen Wünschen und über einem in der Koje feuert Studdl, der ist zwei Zentner schwer und hat eine Braut in Marseille.

Nun kommen wir also in den guten Hafen. Der Hafen ist eine ganz kleine, leise Bucht im Pazifik, man kann sagen, er liegt am offenen Meer, und wer befahren ist an der Ostküste, der weiß jetzt schon, um welchen Hafen es sich handelt. Die weißen Felsen leuchten hinter der Stadt des Nachts wie Milch, und immer sind Segler im Hafen, auf denen die Regier nachts Ananas laden und dazu singen. Wir machen fest im Strom an den Düddalben; am Quai festzumachen lohnt sich nicht für uns mit unserem bißigen Salpeter und den paar Apfelsinen. Wir machen also fest, donnernd saust das Fallreep langseit, und es kommen an Bord die Behörden, der Agent, der Konsul und was sonst noch dazu gehört. Wir stehen an der Reeling und schauen hinüber in die gute Stadt, da rauschen die Schornsteine, da leuchten die kleinen weißen Häuser in der Sonne, und da tanzen die Mädels am Quai herum mit so süßen kleinen Schritten, Krüge auf den Schultern und mit bunten Tüchern um den Kopf. Und: Land riecht es, Land flüstert es, Erde, Land! Und wir stehen hinten am Heck, schnalzen und stoßen uns an, und der eine denkt: ich geh' dahin, und der andere: ich gehe hierhin, und einer sagt, ich laufe mir fünfshundert Zigaretten, und Studdl, Studdl mit seinen zwei Zentnern, will seiner Braut ein Kopfschmerz schicken. Und der will zum Zahnarzt, und jener möchte sich eine Matraxe kaufen, dieser gern einmal in einem richtigen weißen Bett schlafen: so stehen wir alle am Heck und sehen hinaus über das Wasser auf die gute Stadt.

Da raffiert etwas. Der Matratz stürzt herbei, macht ein ganz dummes Gesicht, kommt eben aus der Kajüte vom Kapitän. „Jungens“, leuchtet er, und ist vollkommen verbattert, „Landurlaub gibts nicht, Quarantäne, Gelbes Fieber oder son Mir, ja Jungens, da ist nichts zu wollen, morgen Abend gehts weiter. — Ihr kriegt jeder zwei Flaschen Bier vom Kapitän und es tut ihm leid, läßt er sagen.“

Da standen wir nun, es war uns allen ganz einfach zum Heulen zu Mut, ganz einfach zum Heulen, und sonst nichts.

Einer nach dem andern verschwindet langsam vom Deck und dann finden wir acht

uns wieder in der Kammer. Da liegen wir herum, und als der Smutje seinen Kopf durch die Tür steckt und zum Essen ruft, ob es glast oder nicht glast, uns ist alles egal.

Plötzlich geht etwas vor. Wir spüren es irgendwie in den Knochen, wir stützen den Kopf auf die Ellbogen und sehen uns an. „Mensch“ sagt Studdl endlich, „das geht doch nicht!“

Pause, Schweigen. Wir sehen uns an.

„Warum soll es denn nicht gehen, Jungens, stellt euch das doch mal vor“, sagt plötzlich einer.

Wieder Pause. Und da halte ich es nicht mehr aus, ich springe aus der Koje und ich schreie: „Jungens!“ schreie ich „also denn los und kein langes Gerede!“ — Und schon sind wir drin im Badeanzug und ein paar Minuten wickeln wir uns um den Hals und dann schleichen wir vorsichtig zum Fallreep wie die Indianer. Am Fallreep stehen die von der andern Wache und warten wir darauf, daß der Mond ein wenig unterfakt und hören auf die schweremütigen Lieder der Regier, die drüben Ananas laden; da ist der erste über Bord, lautlos folgen wir andern.

Was soll ich Ihnen weiter erzählen? Im Augenblick, wo wir im Wasser waren, hatten wir alles vergessen: daß hier Haie segeln bis in den Hafen des Nachts, wenns still ist — daß wir erlaufen könnten, und die Wache uns verpepen, das Gelbe Fieber vergaßen wir und die ganze Welt — Land! dachten wir, ahnten wir, fühlten wir, rochen wir: Land!

Drüben am Quai erwarteten sie uns schon, und wie wir pudelnah die Quaimauer hochklettern, empfingen uns schon die süßen kleinen Mädchen mit großen Handtüchern, und sie riechen uns die Rücken trocken mit ihren kleinen Pföfchen, und vorsorglich, damit wir uns nicht erkälten sollten, fühlten sie uns alsdann in eine kleine Weinkneipe, damit wir uns auch innerlich erwärmen. Und dann zogen wir durch die Stadt, sechzehn Seelente in Badebojen, Handtüchern und den bunten Schals unserer Senoritas, singend und glücklich, so marschieren wir über die feste Erde durch die nächtlich bewegten, mondcheinüberglänzten Straßen.

Plötzlich war die Nacht vorbei. Wo fanden wir uns wieder? Morgens ganz früh? Am Quai natürlich! In der Dämmerung, grau wie ungewaschene Milch. Wir waren alle verkatert. Die Mädchen hatten uns längst verlassen, und nun standen wir an dem einsamen Quai im Morgenrauschen und starrten ins Wasser; jeden Augenblick glaubten wir dunkle Schatten aus dem Wasser auftauchen zu sehen.

Erst taten wir, als warteten wir auf Kameraden, die noch in der Stadt waren, aber dann waren wir vollzählig, wir traten von einem Fuß auf den andern, wir froren, wir saßen zu Boden, und ab und zu hinüber in der Richtung auf unser gutes Schiff. Hinüber müssen wir!

„Die Haie“ — sagte einer — „kommen meistens in den ersten Morgenstunden nahe an Land, weil es da still ist —“

„Halt's Maul!“ — sagte ein anderer und seufzte.

Wir überlegten uns: Hinüber müssen wir! Wenn der Offizier oder die Hafenbehörde

erfahren, daß wir in der Stadt gewesen sind, wo das Gelbe Fieber herrscht, lassen sie uns nicht wieder an Bord. Wenn wir aber hier bleiben, nadt, ohne Geld, ohne Kleider, ohne Papiere, dann können wir hier verrotten, nie wieder findet sich ein Schiff für uns, nie wieder werden wir eine Planke unter unsern Füßen schwanke fühlen... „Jungens!“ sagte ich laut — „rüber müssen wir!“

Ich ging langsam die Treppen hinunter, die vom Quai zum Wasserspiegel führen. Es waren achtzehn Stufen, ich vergesse das nie, die andern folgten mir nach. Wir gingen jede der achtzehn Stufen hinunter, die letzten ein wenig langamer als die ersten. Schließlich zögerten wir ganz. Aber nun, als der erste Strahl der Sonne aufblitzte, da mußte es sein, und es war Studdl, glaube ich, der als erster ins Wasser glitt, totenblau, und es folgte ihm ein Stöhnen. War das nicht ein Schrei? Plätscherte eine schwarze Klotze? Es folgte ihm einer nach dem andern, wir schwammen sozusagen auf Zehenspitzen. Keinem von uns geschah etwas. Wir langten alle am Fallreep an, das Wasser glänzte unbewegt und sanft, die Haie schliefen. Keiner fehlte.

Um sechs Uhr glaste es viermal, da schliefen wir sechzehn Mann der Besatzung des guten Schiffes traumlos und tief. Die Sonne ging auf, die Welt ging weiter. Es war nichts geschehen.

Heldensage gleichgeschaltet

Deutschland baut unterirdische Flugzeughäfen

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friedrich,
Im unterirdischen Schlosse
Hält er, verzaubert, sich.

Sein Bart ist jetzt von Glasse,
Er bleicht ihn täglich frisch,
Und läßt ihn nicht mehr wachsen
Um Genfs Verhandlungstisch.

Von Stahl ist Helm und Krone,
Der Reichsapfel brisant,
Die Panzerplatten am Throne,
Auch die sind allerhand.

Sein Speer ist dreizehnschüssig.
Im Fliegeroverall
Nähert er sein Schlachtroß flüchtig
Mit Shell-Oel und Benzol.

Sprich: bleibt der alte Kaiser
Dort bis zum jüngsten Tag?
Nein! Ihn hält im Kuffhäuser
Nur der Verfaller Vertrag.

Er schickt einen Hüter-Anaben
Woh! aus, auf daß er merk',
Ob schon genügend haben
Umkreisen seinen Berg.

Und sind genügend haben
In Deutschland einst gebaut,
Steigt er aus seinem Grabe
Und bläst ins Giftthorn laut.

Wenn Barbarossa dann marschieret
Gen Ost oder zum Rhein,
Heiß und horribel, das wird
Ein Hafenkreuzzug sein!

Zura.

Vieltweiberei in Tibet

Mit 18 Jahren heiratet die Tibeterin, besser gesagt, sie wird verheiratet. Mädchen, die ledig bleiben, gehen ins Kloster, sobald der Lebensstrahl und die Hoffnung auf die Ehe vorüber sind. In Heiratsfragen der Tochter des Hauses liegt die letzte Entscheidung nicht etwa bei den Eltern, sondern bei dem älteren Bruder, Tibet ist ganz modern! Dort heiratet niemand auf Lebenszeit. Die eheliche Bindung von Mann und Frau ist von beiden Seiten willkürlich begrenzt. Das Bündnis kann bereits nach Monaten gelöst werden; in den meisten Fällen gehen die Ehegatten nach einigen Jahren wieder auseinander.

Trotzdem ist die Stellung der tibetischen Frau im allgemeinen geachtet. Ihre Pflichten sind hart, da sie sich um das gesamte Hauswesen kümmert und auch das Vieh besorgen muß.

Im Gebiet des Kuku-nor sind die Ehezustände nach unsern Begriffen reformbedürftig. Dort entführen die Männer die Frauen der Nachbarn nach Uebereinkunft mit dem bisherigen Eheherrn, ja der vorher abgefartete Raub wird sogar bezahlt. Der Sturz schwankt zwischen 7 Fafs, zehn Pferden oder einigen hundert Schafen. Jedenfalls kann man die beste „Ware“ hier schon zum Preise von zehn Fafs erwerben.

Bei den Bewohnern des tibetischen Hochlands herrscht Polyandrie, das heißt, eine Frau ist gleichzeitig die Gattin mehrerer Männer. Daraus folgt, daß es hier eigentlich niemals wirkliche Witwen gibt. Bei der Eheschließung erhält die Frau von ihrem Ervähler und von ihren Freundinnen Geldgeschenke, die ihr eine gewisse Unabhängigkeit von den Männern verschafft. Für die polyandrischen Ehen kommen jedoch stets nur die Brüder des Mannes in Betracht. Der Ehekontrakt erwähnt ausdrücklich, daß bei der Heirat des ältesten Bruders dessen jüngere Brüder, die namentlich angeführt sind, in die Ehe miteingeschlossen werden. Ist diese Bedingung nicht ausdrücklich erwähnt, so haben die Brüder freie Wahl. Die Kinder aus dieser Ehe gehören stets dem ältesten Bruder. Dieser wird von den Kindern „Vater“, seine Brüder aber „Onkel“ genannt. Bleibt eine polyandrische Ehe ohne Kinder, darf eine neue Ehe eingegangen werden, an der wieder alle Brüder automatisch beteiligt sein können. Kinder aus dieser Ehe nennen die erste Frau „große Mutter“ und die zweite Frau „kleine Mutter“. Die polyandrische Ehe ist insofern keine Zwangsehe, als die jüngeren Brüder nicht unbedingt gezwungen werden, in die Ehe einzutreten. Ebenso kann die Frau, die einen älteren Bruder heiratet, es ablehnen, die andern Brüder als Ehemänner mit anzuerkennen.

Kommen Kinder zur Welt, so ist der Vater meist schwer zu ermitteln. Jungens werden mit Freuden begrüßt. Die Mutter trägt ihren Säugling auf dem Arm oder sie steckt ihn in den Brustbausch des Schafpelzmantels. Schon bald nach der Geburt erhält das Kind ein Gewand aus Schaffell und ein Lederamulett umgehängt, das gegen Krankheit und Unfälle schützen soll.

Bei Sturm und Wetter laufen die Kinder oft ganz nackt herum, höchstens mit Zuchschuhen bekleidet. Da bleibt es denn nicht aus, daß der sarte Organismus schweren Erkältungs- und Lungenkrankheiten anheimfällt. Die Knaben sind im allgemeinen lebenskräftiger und wider-

standsfähiger als die Mädchen; unter beiden hält der Tod reiche Ernte. Die Kindersterblichkeit ist überhaupt sehr groß. Gutes hat diese Abhärung aber doch; nur die kräftigsten, gesunden Kinder bleiben am Leben. Sie bilden den Kern des abgehärteten tibetischen Volkes, das den Unbilden jedes Klimas spottet. Werden die Kinder älter, so müssen sie beim Hüten der Herden helfen. Der zweite Sohn jeder Familie aber wird, sobald er das siebente Lebensjahr erreicht hat, in ein Kloster gesandt, um dort zum Lama ausgebildet zu werden. Dem ältesten Sohne fällt stets die Rolle des Familienvorstandes zu. Die Kinder benehmen sich im allgemeinen gegen ihre Eltern sehr artig. Im hohen Alter allerdings vernachlässigen sie diese, ja, sie behandeln die Eltern dann zuweilen sogar schlecht, wenn sie ihnen zur Last fallen.

Hier in Funri-gomba haben wir reichlich Gelegenheit, die Trachten der Eingeborenen zu studieren.

Das Hauptbekleidungsstück der einfachen Leute, zum Beispiel, der Dogpas, besteht bei Männern wie Frauen in einem langen Schafpelzmantel mit Ärmeln, der auf der bloßen Haut getragen wird, und bis zu den Waden reicht. Er wird durch einen Riemen an den Hüften zusammengehalten, daß das Oberteil beuelartig herabfällt. In der entstehenden Tasche verwaht der Tibeter seinen hölzernen Ehnopf. Männer und Frauen entblößen meist bei der Arbeit die rechte Schulter und den rechten Arm. Die reichen Leute des Kuku-nor-Gebietes ziehen im Winter Lammfellkleider vor. Im Sommer tragen die Vornehmen Kleider aus Pulostoff; die Frauen lieben dunkelblaue oder dunkelgrüne Wollkleider mit grünen oder roten Volants; jedenfalls gefallen ihnen dunkelfarbige Stoffe. Die jungen Mädchen dagegen bevorzugen die Farben Rot und Grün für ihre Kleider. In Süd-Tibet beobachtete ich Frauen, die sich im Sommer mit ihrem dunkelbraunen Pulo-Neberhang gegen die Sonne dadurch schützten, daß sie diesen

gleich den Sigilianerinnen um das Haupt schlugen.

Die Männer tragen im Sommer grelle Blusen und einen Pulo-Umhang mit Gürtel und Gehänge. Am den Hals muß ein an einem Riemen hängendes Lederamulett oder eine Amulettkapsel aus Gold, Silber oder Kupfer getragen werden, deren Größe ganz erheblichen Schwankungen unterliegt; sie bewegt sich zwischen den Formaten Streichholzschachtel und Zigarrenkiste. Einige vornehme Tibeter haben ihre Amulettkapsel an Bändern auf dem Rücken festgeschnallt. Sie enthält entweder eine Reliquie oder ein Knöchelchen oder einen mit magischen Diagrammen beschriebenen Papierstreifen oder eine Buddhafigur. Alle diese Dinge müssen jedoch von einem Lama gesegnet sein.

Die nackten Füße stecken in Lederstiefeln, meistens aber in einheimischen Schuhen mit einer Ledersohle. Alles übrige, auch der enge Schaft, besteht aus Kulostoff. Oberhalb der Waden werden die Schäfte durch einen Lederriemen oder ein Band festgehalten. Männer und Frauen huldigen manchmal der Mode, spitze Filzhüte oder Hüte, die sie sich nach eigener Façon aus Filz zusammengebaut haben, zu tragen. Außerdem erfreuen sich Strümpfen bei Männern und Frauen gleicher Beliebtheit.

Vornehme Leute befestigen im rechten Ohr einen ganz langen Ohrring, im linken meist einen kleinen Knopf oder ein Ringlein. Die Tibeter tragen das Haar entweder ganz kurz oder geschitelt oder beiderseits je einen Zopf, von oberhalb der Ohren ausgehend. Bei vielen Leuten ist der Zopf falsch. Dies trifft besonders zu bei den Vornehmen von Ngatschu-ka.

Zu jedem Mann gehört ein gerades Schwert, dessen Scheide ein Zeichen höherer oder niedriger Abkunft ist. Die Hirten begnügen sich mit einer hölzernen Scheide; reiche Leute dagegen zeigen prunkvolle Lederscheiden mit Silberbeschlag, mit Korallen und Türkisen verziert. Das Schwert steckt vorn am Leib horizontal im Gürtel. Droht irgendwie Gefahr, so wird das Schwert augenblicklich gelodert. W. S.

Parabel

Kuh, Hund und Esel

Au der deutsch-holländischen Grenze stehen drei Tiere in tiefem Gespräch. Eine Kuh, ein Hund, ein Esel. Ihr Thema ist das „dritte Reich“. Darum stehen sie vorsichtshalber auf holländischem Boden.

Hin und her gehen Gründe und Gegenstände.

„Ach was!“ — brumnte da schließlich gutmütig die Kuh, ich werde es riskieren. Will mich mal ein bißchen selber überzeugen. Wenn ich in acht Tagen nicht zurück bin, gefällt es mir drüben. Dann könnt ihr nachkommen.“ Sie winkte noch einmal mit der Nase und verschwand über die Grenze.

Hund und Esel warteten. Einen Tag, drei Tage, sieben Tage. Da, in letzter Minute kam die Kuh angekrochen: „Gott sei Dank, daß ich es noch geschafft habe! Kinder, ihr ahnt es nicht! Wie die Widren sind sie auf mich losgestürzt. Fünfmal jeden Tag wurde ich gemolken. Gott sei gelobt, daß ich wenigstens ein braunes Fell hatte. Die andern kommen noch öfter dran.“

Der Esel lachte aus vollem Halse und der Hund kratzte sich hinter den Ohren: „Na, liebe Kuh, vielleicht ein bißchen übertrieben, he? Bißchen gegreult, was? Ich werde mich doch mal selber auf die Soden machen. Ihr könnt ja hier warten. Wenn ich bis übermorgen nicht zurück bin, so gefällt es mir gut dort, und ich komme nicht wieder.“

Damit haute er ab.

Abends war er zurück und hielt den Kopf verschämt zu Boden gesenkt. „Na,“ fragte die Kuh, „schon zurück?“

„Au wau weh!“ schrie der Hund, — „den ganzen Tag Maulkorb aufhaben und Fußtritte kriegen. Nein, nein, das halte ich nicht aus. Und dann diese unzähligen vielen Klaffer da drüben, wo man geht und steht. Dagegen kommt so ein richtiger Christenhund nicht an!“

„Sibibiaach!“ schrie der Esel, — „Ihr Feiglinge! Ihr habt es mir nicht richtig angefangen da drüben. Jetzt geht ich los. Wenn ich bis heute abend nicht zurück bin, so macht Euch keine Sorge um mich, denn bin ich nämlich Amtswalter.“

Fröhlich springend setzte er über die Grenze. Er kam nicht wieder.

Pariser Kinderbibliotheken

Es ist allgemein bekannt, daß Paris die größten und bestausgestatteten Bibliotheken, die es überhaupt in der Welt gibt, besitzt. Auch weiß man, daß die meisten dieser Bibliotheken allgemein zugänglich sind, so daß jedermann, der halbwegs ein Anrecht darauf hat, ohne besondere Mühe die Büchererschätze, die aus anderthalb Jahrhunderten kultureller und wissenschaftlicher Entwicklung in Paris aufgespeichert worden sind, nutzen kann. Weniger bekannt ist schon, daß Paris auch für die Volksbibliotheken gut gesorgt hat; es gibt deren mehr als 80 über sämtliche Wohnviertel der Stadt verteilt. Unter ihnen sind einige — und davon sei hier gesprochen — nur für die Jugend und für Kinder bestimmt. Und auch diese, ja gerade sie, verdienen die Aufmerksamkeit aller Bücherfreunde und im besonderen die der Volkserzieher.

Schon vor längerer Zeit wurde, mit Hilfe amerikanischer Gönner, mitten im dicht bevölkerten Quartier latin, eine Bibliothek für jugendliche eingerichtet; sie bekam den verheißungsvollen Namen „L'heure joyeuse“. Hier versammeln sich täglich, in zweckmäßig und geschmackvoll eingerichteten Räumen, zahlreiche Jugendliche, die von den gut ausgewählten Büchern, die handlich auf Regalen stehen, sich nehmen können, was ihnen gefällt oder zu gefallen scheint. Die jugendlichen „Forscher“ können, wenn sie sich geirrt haben, das Buch sofort wieder einstellen, um sich ein anderes zu wählen und so in Etappen an das richtige zu gelangen. Es wird kein Zwang auf die Jugendlichen ausgeübt, wohl aber können sie, wenn sie es wünschen, durch die anwesende Leiterin einen guten Wink gewiesen bekommen. Dies Prinzip, das dem französischen Individualismus entspricht, das aber auch ein Grundgesetz jeder modernen Pädagogik erfüllt, beherrscht auch die übrigen Bibliotheken der Jugendlichen, aber auch die der Kinder. Eine besonders schöne, technisch und hygienisch vorbildlich eingerichtete, zugleich architektonisch ganz moderne Kinderbibliothek ist vor wenigen Monaten in einem gleichfalls stark bewohnten Viertel von Paris, in der Rue de St. Martin, eröffnet worden. Auch hier können die Kinder (unter denen sich übrigens immer einige deutsche befinden), sich ganz ihren eigenen Wünschen und Neigungen hingeben. Die Beobachtung lehrt, daß eine Ueberprüfung der von den Kindern gewählten Bücher besser als alles andere Einblick in den Charakter der verantwortlichen Straben und Mädchen gewährt. —

Dies und Das

Ein 70 Jahre alter Mensch hat im Durchschnitt 24 Jahre und 9 1/2 Monate geschlafen, hat 11 Jahre 8 Monate an Zerstreungen gewandt, hat 5 Jahre 10 Monate bei den Mahlzeiten gefessen, hat sich ebenso lange Bewegung gemacht, hat 11 Monate für das An- und Auskleiden gebraucht und die übrige Zeit zur Arbeit.

Die ersten Spielarten wurden im Jahre 1350 hergestellt, heutzutage werden 8 Millionen Kartenspiele jährlich fabriziert.

In vielen Kliniten Amerikas werden von allen Neugeborenen Fernenabdrücke genommen, um eine Verwechslung der Kinder untereinander zu verhindern.

Auf der kleinen Südeinsel Bannell Island, die eine sehr eigenartige Bevölkerung hat, haben die Frauen das Gesch eingeführt, daß kein Ehemann die Küche der Frau betreten darf. Diese Vorschrift soll sich als sehr günstig erweisen haben.

Das Rasiermesser ist keine Erfindung unserer Zeit. Ganz abgesehen davon, daß schon im alten Testament häufiger von Schermesser die Rede ist, fand man auch in Gräbern aus der Bronzezeit gebogene Messer aus Bronze, die sicherlich zum Rasieren dienten.

Die Mundharmonika ist von einem Spielwarenfabrikanten in Trossingen in Deutschland vor über hundert Jahren erfunden worden, und zwar sah das Instrument damals schon genau so aus wie heute. Da alle seine Bekannten und alle Kinder entzückt waren, als er ihnen die erste Mundharmonika zeigte, sah er, daß ein großes Geschäft damit zu machen sei, dennoch hat er nicht gedacht, daß sie eines Tages über die ganze Welt verbreitet sein würde.

Weiteres

Der Aufgäbe. Der Bauführer Pieside sollte ein großes Gebäude auführen. Als das Piesidegebäude ein paar Tage stand, kratzte es mit gewaltigem und unier großen Staubaufwirbeln zusammen. — Als die Kommission kam und sah das Trümmerfeld besah, schüttelten die Herren den Kopf und sahen zu dem Bauführer Pieside: „Na, Herr, seien Sie mal ehrlich: Sie sind gar kein Bauführer. Sie sind Wirtschaftsführer, wie?“

Ehescheidung. Eine Filmschauspielerin kommt in Chicago zum Rechtsanwalt und bittet, ihre Scheidung einzuleiten. „Für 500 Dollar bin ich gern bereit“, erklärt der Rechtsbeistand. — „Nein, das ist mir zu teuer“, meinte die Dame enttäuscht. „Für 100 Dollar kann ich ihn schon erschießen lassen.“

Aus der Schule und Kinderstube gepauert. „Paß jetzt mal auf, Fritz: einen Menschen, der die Unwahrheit sagt, nennt man doch einen Lügner, nicht wahr? Wie nennt man nun einen, der die Wahrheit spricht?“ — „Einen Diegel, Herr Lehrer!“

Der Professor hatte wieder einmal seine Uhr vergessen. Er fragte daher einen der Schüler auf: „Rehmann, bitte, tu mir den Gefallen und geh in meine Wohnung und sag' meiner Frau, du sollst meine Uhr holen. Sie liegt auf dem Nachttisch, das weiß ich ganz bestimmt.“ — In diesem Augenblick griff er mechanisch in die linke Westentasche. Hier war die vermißte Uhr. Stutzig klappte er den Deckel auf, sah auf das Zifferblatt und sprach: „Jetzt ist es genau 9.30 Uhr. Wenn du dich beeilst, mein Junge, kommst du um zehn Uhr zurück sein.“

Enttäuschung. Älteres Fräulein sagt zu einem Studenten: „Sie sind Mediziner, wie weit, da können Sie mir sicher auch entziffern, was mir einmal ein junger Arzt ins Stammbuch geschrieben hat.“ — „Aber gern. Ja, es sind zwei Rezepte, eins gegen rote Nase und eins gegen Sommerprossen.“

Hindernis. Anton sitzt beim Arzt, der ihm eine Medizin verschreibt. „Nehmen Sie jeden Abend vier Eßlöffel voll davon.“ — „Das geht nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Weil wir nur drei Löffel zu Hause haben.“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetnitz 65 bei Teplitz-Schönan.

SCHACHAUFGABE Nr. 171.
Von Adolf Mildorf, Tschau.

Schwarz: Kd6, De8, Lo8, f8, Bc6, e6, e7, g7 (8).

